

Ercheint jeden Mittwoch.
Preis jährlich 3 Rubel
mit Überendung.

Klemens

Adresse: Саратов, типо-
литография Г. X. Шель-
горь и К^о.

Inhalt. Leben des hl. Martinus, Bischofs und Bekenners. — Ansprache über die Vorteile der Trunkenheit. — Barmherzigkeit. — Die Errichtung eines katholischen Bethauses in Kamyschin. — Kuriose Heiraten in China. — Zweimal ungehorsam. — Korrespondenz. — Preßstimmen. — Aus Welt und Kirche. — Allerlei. — Ankündigungen.

Leben des heiligen Martinus,

Bischofs und Bekenners † 11. November 401.

Am 11. November d. J. werden es gerade 1500 Jahre, daß Martinus, der große heilige Bischof und Bekenner, der auch in unserer Diözese tief verehrt wird, gestorben ist. Aus diesem Anlaß bringen wir zur Erbauung unserer werthen Leser dessen Lebensbeschreibung von Sulpicius Severus, der nur Selbsterlebtes oder von den glaubwürdigsten Zeugen Gehörtes mit stetem Hinblick auf seinen Richter Christus überliefert hat. In der Thatsächlichkeit und geschichtlichen Wirklichkeit des Inhalts dieser Schriften kann sonach nicht gezwweifelt werden. Es handelt sich also nur darum, deren Inhalt, der größtenteils ein wunderbarer ist, zu glauben und zu erklären. Für den römisch-katholischen Christen, ja für den gläubigen Christenbekenner überhaupt bieten die von Severus aufgeführten Wunder keine Schwierigkeit. Der hl. Martinus war zu einer großartigen Missionstätigkeit von Gott ausersehen und hatte das Christentum in einem großen Teile Galliens anzupflanzen oder neu zu beleben. Die Wunder, die der hl. Martinus gewirkt, waren also zur Begründung des Christentums notwendig, und es wäre das größte Wunder, wenn bei der Hartnäckigkeit heidnischen Wahnes und Aberglaubens die Heilslehre ohne Wunder Wurzel gefaßt hätte.

Martinus stammte aus Sabaria (jetzigem Ungarn), erhielt aber seine Erziehung auf italienischem Boden, in Pavia. Seine Eltern waren in den Augen der Welt nicht geringsten Standes, jedoch Heiden. Sein Vater war anfangs gemeiner Soldat, später aber Oberst. Martinus folgte als junger Mann ebenfalls dem Waffenhandwerk und diente in der kaiserlichen Garde unter dem Alleinherrscher Konstantinus (um das Jahr 350—361 n. Chr.), dann unter Cäsar Julianus (461—364 n. Chr.). Dies geschah aber nicht nach seinem Sinn, weil fast von der Wiege an die heilige Kindheit des edlen Knaben lieber den Dienst Gottes anstrebte. Denn schon als zehnjähriger Knabe nahm er gegen den Willen seiner Eltern seine Zuflucht zur Kirche und verlangte Aufnahme unter die Katechumenen. Bald wunderbarerweise im Gotteswerke ganz ungewandelt, sehnte er sich, zwölf Jahre alt, nach dem Einsiedlerleben und hätte seine Wünsche erfüllt, wenn nicht die Zartheit seines Alters ein Hindernis wäre. Seine Seele jedoch bewegte sich immer um Klöster oder um die Kirche herum und saun schon im Knabenalter aus, was sie später im Mönchsstande ins Leben umsetzte. Da aber eine kaiserliche Verordnung den Eintritt der Veteranensöhne in die Armee befahl, verriet ihn sein Vater, der ihm seine glücklichen Tage mißgönnte. Martinus war in einem Alter von fünfzehn Jah-

ren festgenommen und gefesselt auf die Fahne beeidigt. Er diente als Kavallerieoffizier und wollte nur einen Diener als Begleiter, den jedoch abwechselnd der Herr bediente, so daß er ihm in der Regel mit eigener Hand die Schuhe abzog und sie auch putzte. Auch aßen sie miteinander, wobei zum öftern Martinus den Aufwärter spielte. Es verflossen fast drei Jahre vor der Taufe, daß er in der Armee war, doch frei von den Gewohnheitsünden der Soldaten. Reich war seine Güte gegen die Kameraden, wunderbar seine Liebe, seine Geduld und Demut. Seine Genügsamkeit braucht kein besonderes Lob; er übte sie in dem Grade, daß man ihn schon damals nicht für einen Soldaten, sondern für einen Mönch ansah. Für diese Tugendweise fühlten sich ihm alle Soldaten so verpflichtet, daß sie ihn ungemein liebten und verehrten. Obwohl noch nicht in Christo wiedergeboren, offenbarte er doch gewissermaßen den Täufling durch gute Werke: er sprang den Leidenden bei, brachte Hilfe den Unglücklichen, speiste die Hungrigen, bekleidete die Nackten, von seinem Gehalte behielt er nur das Notwendige für den Tag; schon jetzt ein nicht tauber Hörer des Evangeliums, dachte er nicht auf morgen.

Eines Tages nun zu einer Zeit, da er außer seiner Armatur und der einfachen Uniform nichts besaß, mitten im Winter, der sich rauher als sonst angelassen hatte, so daß gar viele infolge der grimmigen Kälte starben, begegnet er am Stadthore von Amiens (lies: Amien, eine Stadt in Frankreich) einem armen Menschen ohne gehörige Bekleidung. Der nun hat die Vorbeigehenden, sich seiner zu erbarmen; aber alle gingen an dem Bedauernswerten vorüber. Da erkannte der gottwolle Mann, daß der Arme ihm gehöre, da andere nicht Barmherzigkeit übten. Was aber thun? Er hatte ja nichts als seinen Mantel, den er um hatte. Denn all sein übriges hatte er bereits für ähnliche Zwecke verwendet. Er zieht also sein Schwert, mit dem er umgürtet war, schneidet den Mantel in der Mitte auseinander und gibt dem Armen die eine Hälfte, die andere legt er sich wieder um. Während dieses Vorganges lachten einige von den Umstehenden, weil er, wie sie meinten, infolge der Mantelteilung entsetzt aussah; viele jedoch, gesünderen Sinnes, seufzten gar sehr, daß sie nicht desgleichen gethan, obwohl sie als vermöglichere Leute allerdings ohne Selbstentblößung den Armen hätten kleiden können. In der folgenden Nacht nun, während er schlief, sah er Christum mit dem Mantelstück bekleidet, mit welchem er den Armen bedeckt hatte. Er wird angewiesen, den Herrn recht aufmerksam anzusehen und das geschenkte Kleid als sein früheres Eigentum anzuerkennen. Darauf hört er Jesum zu der ihn umgebenden Engelschar mit lauter Stimme sagen: „Martinus, noch Katechumen, hat mich mit diesem Kleide be-

deckt.“ Wahrhaft eingebend der Worte, die er früher gepredigt: „So oft ihr einem aus den geringsten etwas thut, habt ihr es mir gethan,“ erklärte er, in dem Armen seine eigene Person gekleidet, und würdigte sich, um das Zeugnis eines so guten Werkes zu bekräftigen, in dem nämlichen Kleide zu erscheinen, das der Arme erhalten. Durch dieses Gesicht nun lies sich der überglückliche Mann nicht zu irgend welchem Stolz aufblähen, sondern eilte, Gottes Güte in seinem Werke erkennend, als achtzehnjähriger junger Mann zur Taufe. (Zur Jahre 354.) Doch entfragte er nicht sofort dem Militärdienste, da er den Bitten des Obersten nachgab, mit dem er in vertrauter Freundschaft zusammenwohnte. Dem nach Ablauf seiner Dienstzeit wollte jener, wie er zusagte, der Welt den Rücken kehren. Durch die Erwartung hierauf hingehalten, war Martinus nach seiner Taufe fast noch zwei Jahre lang, freilich nur mehr dem Namen nach, Militär.

Inzwischen brachen die Barbaren in das Innere der gallischen Lande ein. Der Cäsar Julian grupperte seine Armee bei der Stadt der Bangionen (das heutige Worms), worauf er anfang, den Soldaten ein Geschenk zu geben. Wie es dabei herkömmliche Sitte ist, ward jeder einzeln vorgerufen, bis die Reihe an Martinus kam. Da nun glaubte dieser den rechten Zeitpunkt gekommen, um seine Entlassung zu bitten, — er meinte nämlich mit Annahme des Gesentes trotz der Unlust, weiter zu dienen, nicht mehr freie Hand zu haben — und sprach zum Cäsar: „Bisher warst du es, dem ich gedient habe, laß mich nunmehr Gott dienen; dein Geschenk mag nehmen, wer willens ist, Schlachten mitzumachen; Christi Soldat bin ich, im Felde kämpfen darf ich nicht.“ Da brauste der Tyrann gegen diese Rede auf und sagte, die Furcht vor der Schlacht, die tags darauf sein sollte, sei der Beweggrund für seine Dienstweigerung, nicht aber seine Religiosität. Martinus aber, unerschrocken und durch den ihm zugeschriebenen Schrecken noch stauhafter, erwiderte: „Wenn mein Entschluß der Feigheit zugeschrieben wird, nicht dem Glauben, so werde ich am morgigen Tage ohne Waffen vor der Schlachtreihe stehen und im Namen des Herrn Jesu durch Kreuzzeichen, nicht durch Schild oder Helm geschützt, in die feindlichen Linien ohne Sorge eindringen.“ Er muß also ins Gefängnis, um seine Worte wahr zu machen und wehrlos sich den Barbaren entgegenzuwerfen. Am folgenden Tage schickten die Feinde Gesandte wegen des Friedens und ergaben sich mit all ihrem Hab und Gut auf Gnade und Ungnade. Wer nun sollte zweifeln, daß dieser Sieg in Wahrheit dem heiligen Manne zugedacht worden, da ihm gewährt wurde, nicht wehrlos in den Kampf gehen müssen? Und wie sehr auch der liebe Herr seinen Streiter sogar mitten unter den feindlichen Schwertern und Geschossen hätte erhalten können, so beseitigte er doch die Notwendigkeit des Kampfes, damit des heiligen Augen auch nicht durch den Tod anderer verdeckt würden. Denn keinen anderen Sieg durfte Christus zum Schutze seines Streiters geben als die unblutige Unterwerfung der Feinde ohne alles Opfer.

(Fortsetzung folgt.)

Ausprache über die Vorteile der Trunkenheit.

Von R—s

Bei einer Versammlung der Mäßigkeitsfreunde in London bestieg, nachdem bereits die eifrigsten Redner gesprochen und reichlichen Beifall eingeerntet hatten, auch ein erst jüngst für diese Bewegung gewonnener und bekehrter, schlachter Matrose die Rednerbühne. Die Leute waren schon des langen Zuhörens müde und gingen an auseinanderzugehen, da wurden sie durch den eigentümlichen Eingang der Rede neugierig gemacht und hörten mit gespannter Aufmerksamkeit zu. So hatte noch keine Mäßigkeitsrede angefangen, das war interessant und pikant, und die Mitglieder des unabhängigen Ordens der verjoffenen Brüder versprachen sich nicht wenig Unterhaltung, die Mäßigkeitsfreunde empfanden dagegen nicht geringe Beschämung, als der Seemann so anfang: Ihr habt bis jetzt nur Reden gehört von den Gefahren der Trunkenheit, von ihrem Verderben, von ihrem schädlichen Einfluß auf Leib und Seele des Menschen, wie der Branntwein gefährlich ist für jedermann, wie er zu Grunde richtet Mann, Weib und Kind. Aber der Branntwein, sagen manche Menschen, ist eine gute Sache, und jede gute Sache muß ihre Vorteile haben, sage ich, also hört! Ganz gewiß hat der Branntwein auch seine Vorteile, und weil aus dem Branntwein die Trunkenheit so natürlich hervorkommt, wie das Huhn aus dem Ei, so muß auch die Trunkenheit ihre Vorteile haben. (Bravo!) Ich will also von den Vorteilen reden. (Bravo!) Das ist ein Sterk! Drauf los Sam! Das muß eine Predigt werden, das läßt sich hören! Jetzt paßt auf, ihr Wassertrinker! Braver Matros, saug' an! Der Branntwein oder besser gesagt, die Trunkenheit ist eine gute Sache und hat ihre guten Seiten. (Macht so!) Sie verschafft Verdienst. Erstens dem Wirt und Branntweinbrenner. Der Wirt kann bequem leben, wenn du ihn mit deinem sauer erworbenen Geld ernährst, er kann ein reicher Mann werden. Der Hundarzt kriegt Arbeit, denn man schlägt sich und anderen in der Trunkenheit oft ein Loch in den Kopf, oder man bricht Arm und Bein, wenn man im Finstern nach Hause taumelt oder über einen Steinhäufen stürzt. Die Trunkenheit ist eine gute Sache, denn sie ernährt die Doktoren, die sonst wenig zu thun hätten; Trunkenheit erzeugt langwierige Krankheiten, erhält den Doktor auf den Beinen und in der Übung. Zwei Dritteile aller Krankheiten kommen von der Unmäßigkeit, diese bevölkert die Spitäler und bereichert die Apotheker, sie gibt dem Totengräber vollauf zu thun, er hat Arbeit genug, er bleibt in Bewegung; Arbeit und Bewegung aber sind gesund. Die Trunkenheit gibt dem Handwerker Verdienst, dem Glaser, wenn der Betrunkene Gläser und Fenster Scheiben zer schlägt, dem Tischler, wenn er die Stühle zertrümmert, dem Schneider, wenn er Rock und Hosen zerreißt. Die Trunkenheit hilft dem Nachwächter oft von der Langweile, gibt den Polizisten Beschäftigung, daß sie nicht müßig sind. Meine lieben Zuhörer, jeder von euch weiß, daß man Zucht- und Gefangenhäuser, Besserungsanstalten und Spitäler nicht aus der Luft herzaubert, sondern daß der Bau und die Erhaltung Geld kostet; das wäre aber alles in die Luft gestreut, wenn die gute Trunkenheit nicht wäre, denn diese füllt die Gefängnisse und andere Gebäude an, und zwei Dritteile der Be-

völkering in denselben sind Anhänger der Unmäßigkeitsgesellschaft. Das alles sind Vortheile. — Ganz besonders aber gibt die Unmäßigkeit den Leuten Mut und Entschlossenheit zu großen Dingen. Der oder jener möchte nicht stehen, rauben und morden können, wenn er nicht genug Mut dazu hätte, wer aber gibt ihm diesen Mut? Der Brauntwein! Der Lehrling und die Gefellen würden seinen Meister nicht beschlen, der Sohn nicht die Eltern, der Mann nicht das Weib hintergehen und betrügen, wenn ihnen nicht die Unmäßigkeit Mut machte. Mancher Jüngling würde ohne Brauntwein kein Missethäter, kein Verführer, mancher Mann kein Dieb oder Räuber werden. Darum sage ich noch einmal, daß der Brauntwein Mut gibt, und Mut eine gute Sache ist. Wenn wir z. B. lesen: Dieser hat sich erhängt, und man fand eine Schnapsflasche in seiner Tasche; oder jener hat sich eine Kugel durch den Kopf gefagt, und neben ihm stand ein leeres Brauntweinglas, so müssen wir daraus schließen, daß sie sich den Mut zum Selbstmord erst angetrunken haben, denn jedes Würmlein lebt gern. Oder wenn wir lesen: Der Mann hat im Rausch seine Kinder zu Krüppeln geschlagen, oder sein Kind auf den glühenden Ofen gesetzt, so sagen wir: Solchen Mut kann nur der Brauntwein geben! Und durch solche mutige Thaten, wozu der Brauntwein begeistert, kann man es so weit bringen, daß man auf Lebenszeit in einer großen Anstalt, im Zuchthaus oder Narrenhaus, auf Staatskosten verpflegt wird. Dann hat man es doch gewiß weit gebracht! Willst du demnach groß werden in der Lumperei, so sei ein Trunkenbold. Wenn du gerne mit dem Zuchthaus bekannt werden und ein Kostgänger des Staates werden willst, — sei ein Trunkenbold! (Lang anhaltender brausender Beifall.)

Barmherzigkeit.

Wer in eines Armen Hütte
Freudig Trost und Hilfe spendet,
Der ist von dem Herrn des Himmels
Als ein Engel ausgesendet;
Und am Tage der Vergeltung,
Wann sogar die Frommen bangen,
Wird er für die kleinsten Werke
Übergroßen Lohn empfangen.

Willst du gut dein Geld verleihs'n,
Tritt beim armen Nachbar ein;
Was ihm fehlt, das gib ihm gern!
Hohe Zinsen trägt's beim Herrn.

Kam' der Herr zu dir als Gast,
D dem gibst du Speiß und Raß;
Nun, so ruß den ärmsten Mann;
Was du dem thust, sieht er an
So, als wär's ihm selbst geth'n.

Hilf dem Armen in der Not;
Gib dem Leibe Kleid und Brot;
Dann gedenk' auch seiner Seele:
Frage, forsche, was ihr fehle!
Heil dir, wenn du himmelwärts
Führt ein armes Menschenherz!

Willst den Heiland recht von Herzen
Jung lichen und verehren,
Muß du mit den ärmsten Brüdern
Allzeit liebevoll verkehren.

Die Errichtung eines katholischen Bethauses in Kamyschin.

Est im Jahre 1860 bildete sich in Kamyschin eine kleine katholische Kirchengemeinde, die aus 4—5 Familien bestand. Ihren Gottesdienst hielten sie anfangs in Privathäusern ab. Späterhin richteten sie sich eine Hauskapelle auf, in der durchreisende Priester hl. Messen hielten und predigten. Im Jahre 1889, als der Zuwachs der Katholiken bedeutend zunahm, mietete man ein besonderes Haus, um darin religiöse Andachten abzuhalten; an Schule und Unterricht war jedoch noch kein Gedanke. Erst im Jahre 1892 wurde der erste Küster gemietet, der zugleich auch die Schulkinder im Katechismus und der biblischen Geschichte unterrichtete. Es war natürlich nur zur Not, aber diese Lage zu verbessern war fast unmöglich; denn die meisten dieser Katholiken waren Schwarzarbeiter, hatten somit gar keine Mittel. Aller Anfang ist schwer, und dies galt insbesondere den Katholiken der Stadt Kamyschin. Gegenwärtig zählt Kamyschin 150 Familien. Jetzt erst gelang es, etwas zu Stande zu bringen. Vor allem ist hier Herr Peter Reich zu nennen, aus der Not eine Tugend zu machen. Am 19. Januar 1900 unter N 88 erhielten die Katholiken auf seinen Antrieb vom Ministerium des Innern die Erlaubnis zur Gründung und Eröffnung eines Bethauses. Am 16. Oktober desselben Jahres unter N 1259 erhielten sie die Erlaubnis, eine Schule bei der Kirche zu eröffnen. Da aber das Bethaus zu klein ist, und dieses noch außerdem in einem Wohnhause sich befindet, so kam Herr P. Reich auf eine gute Idee. Am 25. Januar 1900 kaufte er in eigener Person vom Kamyschiner Einwohner J. L. Schischkin einen Platz von 368 Quadratfaden für 2,000 Rbl. auf Abzahlung innerhalb 18 Monate. Gelegentlich ist er an der Ecke der Straßen Krasnaja und Pesschannaja. Die Erlaubnis zum Sammeln von milden Gaben erfolgte am 12. Juli 1901, als der Bau für das Bethaus auf das Unternehmen des Herrn P. Reich bereits fertig war. Quartier für einen Geistlichen, Schullokal und Lehrerwohnung ist binnen kurzem fix und fertig. Die Schule erhielt schon im Spätjahre eine Unterstützung von 45 Rbl. von der Landtschaft, ist aber das Haus fertig, so erhält die Gemeinde 300 Rbl. jährl., wie auch alle übrigen deutschen Gemeinden. Das Haus ist 9 Faden und 1 Arschin lang, 5 Faden breit und 8 Arschin hoch und hat einen Wert von 10,000 Rbl. Die Freude der Einwohner ist natürlich groß, und noch größer wird sie sein, wenn die 10,000 Rbl. Schulden gedeckt sein werden; denn Herr Reich hat das Gebäude ohne jegliches Kapital aufgeführt, alles auf Kredit. Es bleibt jetzt der Baukommission nur übrig, die erhaltene Erlaubnis zu kollektiven zweckmäßig auszuführen, und wollen wir hoffen, daß mit Gottes Hilfe die Schuld bald ausgeglichen sein wird. Gewiß werden alle Katholiken für dieses gottgefällige Werk gern ihr Scherflein beitragen.

Klemens Weiß.

Kuriose Heiraten in China.

(Von H. Pieper, Missionar in Südschantung)

Wenn ich dem verehrten Leser von Heiraten erzähle, ihn aber zuvor an eine Totenbahre führe, so darf ihn das nicht wundern: in China geht eben mancherlei verkehrt zu; bekanntlich ist China die verkehrte Welt.

Starb da in unserem Nachbarorte ein alter Heide. An seinem Sorge knieten einige Graubärte und heulen: „Mein Vater, mein Vater!“ nebenan kniet ein Hüblein von sechs Jahren, und es schreit, so laut es nur kann: „Mein Vater, mein Vater!“ Der Alte hatte sich in seinem 76. Lebensalter noch eine Lebensgefährtin genommen, ein Mädchen von 15 Jahren, für den Rest seines Lebens. Zwei Frauen hatte er bereits überlebt, und von ihnen stammen die ersten Kinder, die im Laufe der Zeit selber alt geworden. Wer hierzulande Junggeselle bleibt, thut es nur notgedrungen, weil er keine Lebensgefährtin erobert kann. Gleich und gleich gesellt sich gern auch in China, und die Ehevermittler tragen schon Sorge, daß sich derartige Pärchen finden. Unseren Nachbar also, den alten Mann, hatte die Heiratshin auch nicht verlassen, denn als er in seinem 75. Lebensjahre seine Frau verlor, schaute er sich bald nach einer neuen um, d. h., er gab einem Heiratsvermittler Auftrag, für

ihn auf die Suche zu gehen. Der hatte denn auch in Bälde ein Fräulein gefunden, „zierlich von Gestalt mit allerliebsten kleinen Füßchen, und das Mündchen war nicht größer als ein Mandelfein.“ Nur hatten die Eltern des Kindes den Wunsch geäußert, sie möchten doch zuvor gern den Heiratskandidaten sehen; es sei ihnen nämlich zu Ohren gekommen, sein Aussehen mache den Eindruck eines alten Mannes. „Ich will ihn selber zu euch hinüberschicken,“ sagt der Vermittler.

Wie der Brautbewerber dem alten Freier von seinem Erfolge erzählt, ist dieser ganz entzückt, aber, aber — die Eltern wollen ihn zuvor in Augenschein nehmen. Falsche Zähne und Perücken gibt es in China noch nicht, sonst würde wohl gar mancher unter solchen Umständen zu diesen Verschönerungsmitteln greifen. Doch der Chinese findet immer Auswege, zumal wenn es sich um den Erwerb einer Frau handelt. „Mein dritter Sohn,“ sagt der Alte, „hat allerdings schon manches graue Haar, aber er macht doch noch immer einen jugendlichen Eindruck. Wie wäre es, wenn er für mich hinüberginge und sich als zukünftigen Bräutigam vorstellte?“ „Das ist in der That ein kluger Gedanke,“ antwortet der Ehevermittler, und am anderen Tage machte sich der Sohn, in Gala gekleidet und sein rasier, auf den Weg zur Erwählten des Vaters. „Allerdings,“ meinten die Eltern, „der Mann ist schon bei Jahren, und sein Alter steht in keinem Verhältnisse zu demjenigen unserer Tochter, aber im übrigen ist er doch ein recht schmucker Geselle. So sei es denn, wir geben unsere Einwilligung.“ Der Verlobungsvertrag wurde abgeschlossen und nach wenigen Tagen wurde die junge Braut heimgeführt zu ihrem Verlobten. Wie das arme Kind wohl Augen gemacht hat, und die Eltern, die gar nicht begreifen konnten, wie der Mann in wenigen Tagen doch so fürchterlich gealtert sei. „Das muß wohl die Freude über die reizende Genossin gethan haben,“ meinte der Ehevermittler. Aber der Alte hatte Haas und Hof und vieles Besitztum, und das sind beim Heiraten Hauptfaktoren. Deshalb gaben sich die Eltern zufrieden, wenigleich sie der Sache nicht so ganz trauen mochten und den Betrag wohl gemerkt hatten.

Noch war kein Jahr verfloßen, da konnten die Schwiegereltern mit der freudigen Kunde überrascht werden, ihre Tochter habe dem Herrn Gemahl einen Sohn geschenkt. Der Kleine wurde Tschöng-i-föl genannt, d. h. „Auch ich will einen Teil haben,“ von Haas und Hof nämlich, denn die anderen Söhne hatten bereits ihren Teil erhalten. Alles war geteilt, und für einen zukünftigen Bruder hatte man nichts mehr zu teilen übrig gelassen. So oft also die Brüder des Kleinen dessen Namen rufen hörten, wurden sie an ihre Pflicht erinnert, ihm einen Teil Erbschaft abzutreten. Sie haben das denn auch gethan und nochmals brüderlich geteilt und Tschöng-i-föl ist dabei nicht zu kurz gekommen. Als er eben sechs Jahre alt geworden, ist sein Vater gestorben.

In Tengan lebte vor Jahren ein großer Mandarin, ein „Togin,“ der hochbetagt seine Frau verlor. Er selber wurde bald auch krank und sah sein Ende herannahen. Guter Rat war teuer. So leicht ist es nicht, eine derartige hohe Stellung zu ersteigen, sich zu hohem Ansehen und großer Macht emporzuschwingen und sich dann vom Tode alles rauben zu lassen. Den Kindern können die Ehren und Titel, die Knöpfe und Federn, welche die Eltern getragen, in China wenig mehr nützen; kein Adel ist erblich; wer hoch hinauf will, soll sich auch selber dafür anstrengen, denn die Regierung. Aber unsere Poppträger sind dem Kaiser doch wieder zu schlaue gewesen und haben ein Mittel ausgeklügelt, um den hohen Rang der Ahnen und deren Machtstille bisweilen noch für längere Zeiten auszunützen. Geht's nämlich ans Sterben, so werden schnell Anstalten gemacht, den sterbenden hohen Würdenträger auf seinem Totenbette noch einmal zu verheiraten. Man sucht dafür in der Regel ein ganz junges Blut aus, eine Braut, die Aussicht hat, noch recht lange zu leben. Sie wird dann mit einem Schläge lao T'ä'ä, „alte Matrone,“ und als an die rechtmäßige Gemahlin des großen Mannes so und so gehen alle Titel, Würden und Vorrechte deselben auf sie über. Sollte aber die rechtmäßige Frau noch leben, so ist allerdings nichts zu machen, dann wird man sich vielleicht Mühe geben, sie bei Zeiten — aus dem Wege zu schaffen, damit eine junge an ihre Stelle treten kann.

Der große Mandarin von Tengan also heiratete im Interesse seiner Verwandten tags vor seinem Tode ein junges Mädchen. Nachdem der Heiratsvertrag abgeschlossen, wurde die junge Braut an

das Totenbette geführt; dort gab sie Himmel und Erde T'ä'oon (Verzehrung durch Niederwerfen auf den Boden) und die Heirat war fertig. Als der Gemahl am anderen Tage starb, mußte sie ihn beweinen, so laut und thranenreich sie nur konnte. Bei solchen Heiraten ist freilich die arme T'ä'ä zumeist zu bedauern; sie hat vom „Chestande“ weiter nichts als die Würden und Vorrechte des verstorbenen Gemahls, welche die Verwandten zu selbstthätigen Zwecken ergiebigst auszunutzen. Sie muß zeitweilen Witwenhaft beobachten und ihrem toten Gemahl Thranen nachschicken ins Jenseits. Wollte sie zu einer anderen Ehe übergehen, so verfiel sie den Strafen des Gesetzes.

Nach der Heirat besagter T'ä'ä war Jahr und Tag verfloßen; die junge Witwe lebte in strenger Abgeschlossenheit, bedient von einigen Kammerjungen, unbekümmert und unbeschäftigt. Ihre Söhne, d. h., die Kinder der früheren Ehe hatten wenig Respekt vor der „alten Mutter,“ die kaum so alt war als sie selber. Anfangs besuchten sie dieselben noch wohl, wenigstens zu Neujahr, um ihr einige Geschenke zu bringen. Allmählich aber blieben sie ihr ganz fern. Eines Tages nun, als eben ein neuer Mandarin im dortigen Bezirke Anstellung bekommen, der von der T'ä'ä seines früheren Vorgängers keine Ahnung hatte, gingen die Söhne Salz kaufen, aber sie erhielten nicht mehr als das gewöhnliche Volk. Bekanntlich ist Salz Monopol des chinesischen Kaisers. Aber nicht nur der Kaiser verdient beim Verkaufe deselben, sondern die Mandarine wollen auch nicht leer ausgehen. Ihr Verdienst erzielen sie dadurch, das sie das Pfund zu 12—14 Lot verkaufen und durch Beimischung von Erde und dergl. den „Salzwert“ erhöhen. Kuentjagin aber, d. h., die amtlichen Persönlichkeiten, erhalten welles Gewicht, nämlich das Pfund zu 16 Lot. Als sich die Söhne wie gewöhnliche Menschenfinder behandelt sahen, erhoben sie Klage, aber die Klage wurde als unbegründet abgewiesen. Es blieb nichts anderes übrig, als die Mutter wieder zu besuchen und ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen. Eben war Neujahr im Anzuge, und die Söhne benutzten die Gelegenheit, die „alte Matrone“ mit allen möglichen Ehren zu überhäufen. Es wurden ihr allerhand Geschenke gebracht, und am Neujahrstage selber erschienen sie in Gala und warfen sich vor ihr als gehorsamste Söhne auf den Boden, indem sie „Neuen Frühling große Freude“ wünschten. Der Mutter war dies Benehmen auffallend, und sie vermutete, daß ein dieses Ende kommen werde. Sie fragte deshalb die Söhne gerade heraus: „Wie kommt es doch, daß ihr jetzt meine Thüre nicht und plötzlich so gute Kinder geworden seid? Ehebald wüßtet ihr kaum, wo ich wohnte, und selbst zu Neujahr habt ihr mich nicht mehr begrüßt.“ Die beiden mußten mit der Sprache und ihren Anstehen herandrücken, und sie erzählten von der Salzgeschichte. „Das ist eine Kleinigkeit,“ versicherte die Mutter; „gut, ich will euch Recht verschaffen. Spannt einen Wagen an mit allem Pomp, wie es sich gehört, und laßt auch die vorgekehrte Bedienung mitgehen.“ Als der Wagen in die Hauptstraße fuhr, wurden neun Böller abgeschossen zum Zeichen, daß ein „großer Mann“ seinen Durchzug hatte. Häufig erschienen Diener des Mandarins und erkundigten sich nach der hohen Persönlichkeit, die dort im Wagen sitze. „T'ä'ä, und sie geht nach Peking,“ war die kurze Antwort, die sofort dem Mandarin überbracht wurde. Der Mandarin ließ dann weiter fragen, ob die gnädige Frau besondere Angelegenheiten in Peking zu besorgen habe, ob sie ihn nicht mit einigen Besuchen beehren wolle. „Ich habe keine besonderen Angelegenheiten,“ schnippte die T'ä'ä zurück. „Ich will in Peking nur einmal nachfragen, ob man uns dort noch kennt. Hier scheinen wir in Vergessenheit geraten zu sein; selbst das Salz sucht man uns zu entziehen.“

Wie dem Mandarin diese Antwort zu Ohren kam, war er vollends paß. Sofort beauftragte er die angesehensten Bürger der Stadt, zwischen ihm und der alten T'ä'ä zu vermitteln; er sei zu allem bereit. Nur möge sie doch nicht nach Peking gehen. Die gnädige Frau ließ sich befänstigen. Der Mandarin mußte sich einige Demütigungen gefallen lassen; außerdem schickte er monatlich einen großen Sack Salz zur gnädigen Frau, der mehr als für ein Jahr reichte.

Auf dem Todesbette heiratete — das geht schon weit; aber für den Toten, über das Grab hinaus, noch eine Lebensgefährtin suchen — das geht noch weiter; aber auch das bringen die Chinesen fertig.

Zweimal ungehorsam.

Der Wirklichkeit nachgezählt.

Hier war in Festimmung, das Rom vergangener Tage, das der Kirche und ihrem Oberhaupt noch nicht geraubt war, Pius IX. war Papst. Die schweren, schwarzen Kavospferde mit den goldenen Troddeln und den purpurdurchflochtenen Wädhnen waren am Morgen durch die Stadt getrabt, mit Feierlichkeit die altmodischen, umfangreichen, von Gold strohenden Lakaien überladenen Gefährte hinter sich herziehend; sie hatten an den Stufen von St. Peter die vielfarbigen Prälaten, die päpstlichen Räte in scharlachenen Roben, die violetten Kammerherren, die orientalischen Kirchenfürsten abgesetzt, welche noch die hohe, ausgebauchte Krone der heiligen drei Könige tragen, dann die Nobelgarden, in demastrierter Rüstung, den römischen Senator mit seinen Pagen im Federbrett, die Chronassistenten in goldgewirkten Wämfern, alle Würdenträger des kirchlichen und weltlichen Hofes, angethan mit ihren glänzenden Insignien. (Chrenzeichen.)

Es ist die Auferstehung, die großartigig von allen römischen Festlichkeiten. Und während im Innern der St. Peterskirche sich das imposante Zeremoniell des päpstlichen Pontifikalamtes entfaltete, drängte sich geräuschvoll eine buntemischte und mit jedem Augenblick noch mehr anwachsende Menschenmenge auf dem riesigen äußeren Vorplatz, den die mächtigen Kolonnaden mit ihren zwei halbkreisförmigen Armen umspannen. Der menschliche Ameisenhaufen bewegte sich in malerischem Durcheinander, die lebhaften Farben der Landbewohner in ihren malerischen Sonntagskleidern mit den Seidentönen der aristokratischen Sonnenschirme vermischt. Der Schafspelz des Hirten und der modische Rock des Engländers, alle Klassen der Gesellschaft und alle Sprachen der Welt berührten sich in dieser freundigen, bunten Menge, deren verschiedenartige Eindrücke sich durch ein ungeheures Geseummel äußerten.

Auf der Mitte des Platzes, zwischen dem großen Obelisken und dem Portale von St. Peter, bilden päpstliche Truppen ein Viereck, welches allein leer bleibt inmitten der bewegten Menge, und in welchem der Stab mit der Musik und der Fahne Aufstellung genommen hat.

Das Warten währt lange unter den glühenden Sonnenstrahlen. Plötzlich aber tritt Stille ein in der ungeheuren Menge. Aber dem Vestibule hat man die Dekorateure der apostolischen Kammer bemerkt, welche die äußeren Balkons mit rotem Samt ausschlagen. Es ist dies das Zeichen, daß die Zeremonie in der Kirche zu Ende geht, und daß der Papst erscheinen wird, Urbi et Orbi seinen Segen zu erteilen. Schon kommt der Zug der Bischöfe und der Kardinal, welcher die inneren Treppen emporgestiegen ist, und nimmt Aufstellung auf den Terrassen über den kreisförmigen Kolonnaden, die den Platz umgeben. Und jetzt erblickt man auf dem mittleren Balkon der Fassade den Souverän, in langem, weißem Gewande, das Haupt mit der dreifachen Krone geschmückt, auf einem Throne sitzend, den Träger in rotem Kostüm auf ihren Schultern tragen, und der von dem hohen, weißen Federbüschel umgeben ist. Der Thron wird nicht auf den Balkon gestellt, sondern auf die Balustrade des Balkons, so daß nichts den officierenden Papst vom Abgrunde trennt: es ist, als schwebte er über seinem Volke.

Die Soldaten präsentieren das Gewehr, die Trommeln schlagen den Wirbel, die Hornisten schmettern das Fahnenignal: ein vielstimmiger, großartiger Jubel erschallt und pflanzt sich fort bis zur Engelsburg, deren Kanonen in wiederholten Salven ertönen.

Von unten, wo sich das Volk drängt, von den Terrassen, wo die Prälaten stehen, sind aller Blicke auf das Antlitz des Papstes gefeset. Von der Höhe der Balustrade herab ertönt jetzt aus den silbernen Trompeten der Nobelpgarde eine langgezogene Fanfare, und allgemeine religiöse Stille tritt ein. Der Papst, noch immer sitzend, liest eine lange Gebetsformel. . . Plötzlich erhebt sich seine Stimme, hell und jede Silbe betonend dringt sie bis an die entferntesten Enden des Platzes; er richtet sich empor, die Arme erhoben, gleichsam schwebend zwischen Himmel und Erde; alle Kniee beugen sich, er singt, nach allen vier Himmelsrichtungen sich wendend, die Worte des heiligen Segens.

Die Anwesenden heben die Stirne und ein Donner von Co-

vivas bricht aus. Dann löst sich einer aus dem Gefolge des Papstes und schreitet zu dessen Seite; er hält ein zusammengecolltes Pergament in der Hand: es ist die Ablasbulle, der schriftliche Wortlaut des Segens, der soeben „der Stadt und dem Weltkreis“ erteilt wurde. Der Prälat wirft majestätisch die Krolle in den Wind, sie entfaltet sich und fliegt über die Menge. Ein rolles Gedränge entsteht, jeder reckt sich und streckt die Arme aus, einzelne klettern auf ihren Nachbar, wenn er sich dazu hergibt, und auch manchmal, wenn er es nicht leiden will: handelt es sich doch darum, der Glückliche, der vom Zufall Begünstigte zu sein, dem es gelingt, die Bulle zu erhaschen und nach Hause zu tragen, welche mehrere Generationen in der Familie Glück bringen wird.

In diesem Jahre schwebte, während der päpstliche Thron majestätisch ins Innere zurückgetragen wurde, die Bulle Urbi et Orbi langsam über den St. Petersplatz dahin, bald nach links hin, bald nach rechts hin vom Winde getragen und jedesmal ungezählte Hoffnungen täuschend. . . Endlich entschlüpft sie launisch den hunderttausend ausgestreckten Armen, fliegt über die Reihe der mit präzenziertem Gewehr dastehenden Soldaten hinweg und sinkt inmitten ihres Vierecks zu Boden.

Diese Soldaten waren aber Freiwillige, herbeigeeilt aus ganz Europa, besonders aus Frankreich; es waren päpstliche Juaven. Da war gewiß keiner unter ihnen, dem nicht der Gedanke kam, eine Bewegung zu machen, um das glückbringende Papier zu erfassen, der nicht an die fromme Freude einer Mutter oder Schwester dachte, für die es ein seltenes, teures Andenken geworden wäre! Aber die Instruktion geht über alles. Die Disziplin war sehr streng in diesem kleinen Korps und sie zeigte niemals ihre Herrschaft energischer als bei dieser Gelegenheit. Man stand unter den Waffen, man war im Dienste: nicht ein einziger in den Reihen gab der starken Versuchung nach. Unbeweglich, ohne mit der Wimper zu zucken, bewahrten Offiziere und Soldaten die vorschriftsmäßige Haltung. Auf die Zuschauer machte das einen trapperenden Eindruck.

Die Bulle sank, nachdem sie die unbewegliche Linie der Bagnonette überschritten, auf die Steinplatten des Platzes herab, dicht neben dem kleinen Trompeterkorps, das im Mittelpunkte des Vierecks stand und zum Marsche blies. In diesem Augenblicke hörte einer der Hornisten, ein Italiener — es gab deren in jedem Regimente einige — ein bluijger Burche, der allgemein nach seinem Vornamen Tomello genannt wurde, eine Sekunde zu blasen auf, that einen Schritt, blühte sich und ergriff das wertvolle Dokument, welches in seiner Tasche verschwand. Das alles geschah mit blitzartiger Schnelligkeit. Aber ein Luchsauge hatte es doch gesehen, das Auge eines Lieutenants, der keinen Spaß verstand. In den Kasernenhof zurückgekehrt, entlud sich über den Haupte des armen kleinen Italieners ein recht militärisches Donnerwetter wegen seiner „Zuwendung gegen die Unbeweglichkeit und gegen die gute Haltung.“ Den Knaben, der im übrigen ein vorzüglicher Soldat war und sich niemals etwas hatte zu Schulden kommen lassen, traf der Tadel sehr empfindlich.

„Es war meine Hand, Herr Lieutenant, meine gut christliche Hand, die mich ganz schrecklich juckte. Und der Teufel war mit auch mit der Versuchung dicht auf den Leib gerückt.“

Daß der Hornist den Teufel auf so unerwartete Art mit der Sache in Verbindung brachte, das entwaffnete den Horn des gestrengen Lieutenants. Tomello kam mit einer Ermahnung davon . . . und das geweihte Pergament befand sich alsbald in einem kleinen Bauernhauze zu Albano, wo einer guten alten Großmutter vor frommer Freude beinahe das Herz zerbrang.

Die Zeit ist vorwärts geschritten. —

Die nämliche Truppe steht wieder unter den Waffen. Diesmal ist es für die Schlacht . . . fünfzehn Meilen von Rom entfernt. Die Kartätschen knattern; das Blut fließt in Strömen; Tomellos Trompete ertönt. Der Lieutenant hat ihm gesagt: „Jetzt die Augen angestrengt und tüchtig geblasen! Es ist Zeit, die Kameraden zu ermuntern: wir sind einer gegen zwanzig!“

. . . Aber plötzlich ertönt die Trompete nicht mehr. Argertlich ruft ihm der Lieutenant zu:

„Warum bläst du nicht mehr? Soll der Feind glauben, daß wir zurückweichen wollen? Fortwärts, geblasen! Oder juckt dich die Hand wieder, wie damals?“

„D, jetzt nicht mehr, Herr Lieutenant,“ stammelt der arm-

Kleine, blaß wie eine Leiche . . . Sein rechter Arm war ihm von einem Granatsplitter abgerissen und lag einige Schritte von ihm am Boden.

Er war nicht ohnmächtig geworden. Ein verstörter Blick heftete sich auf sein plötzlich amputiertes Glied, das mit dem unverletzten Instrumente in einer Blutlache lag.

„Du kommst gehen, armer Kleiner, mach, daß du in die An-bulanz kommst,“ befiehlt der Offizier, plötzlich weich geworden.

„Nein, nein, Herr Lieutenant! Ich will nicht zurückweichen!“

Und Toniello, ungehorsam, sammelt seine letzten Kräfte, bückt sich, packt die Trompete mit der Linken, setzt sie an die schon blau angelaufenen Lippen und bläst zum Angriff . . . bläst so lange, bis sein Mund und seine Augen sich für ewig schließen!

So kam es, daß der klein: Tonio sich zweimal gegen die Disziplin verkehrt hat.

K o r r e s p o n d e n z.

Neu-Mannheim. (Gouv. Cherson.) 5. Oktober. Da das hl. Jubiläum, das anno 1900 in Rom gefeiert und von Sr. Heiligkeit Papat Leo XIII für die ganze katholische Welt auf weitere sechs Monate ausgedehnt wurde, in dem Neu-Mannheimer Kirchspiel vor der Erntezeit nicht mehr abgehalten werden konnte, so wurde durch die ehrwürdige Geistlichkeit des Oeffsaer Dekanats festgesetzt, die reichen Gnabenschätze des Jubiläums den 4. und 5. Oktober den Gläubigen des Neu-Mannheimer Kirchspiels zutommen zu lassen.

Am Vorabend des 4. Oktober kamen die zu diesem Feste bestimmten Geistlichen hier an. Kaum zehn Minuten nach deren Ankunft ertönte schon die große Glocke und rief zur Kirche. Scharenweise strömten die Gläubigen in die Kirche. Der Oeffsaer Dekan G. E. P. Hartmann hielt eine kurze Anrede, betreffend die Bedeutung und den Nutzen der hl. Mission. Nachdem wurde als Einleitung des Festes das „Veni, Creator Spiritus“ (Komm, hl. Geist!) abgenommen, das Allerheiligste ausgelesen, die Bepser abgehalten, und die Geistlichen begaben sich auf den Richterstuhl, um die Beichten abzunehmen.

Man befürchtete anfänglich, daß die Leute vielleicht wegen der unbeständigen Witterung, die zu dieser Jahreszeit gewöhnlich herrscht, nicht gut werden bewohnen können, und dies um so mehr, weil viele Gläubigen 40 bis 50 Werst von der Pfarrkirche wohnen. Aber die Sache nahm einen anderen Verlauf. Trotz der stürmischen Witterung fanden sich doch so viele Menschen ein, wie wohl niemand erwartet hatte.

Es war für die ehrwürdigen Beichtväter eine ungeheure Arbeit, alle Beichten abzunehmen, besonders da in ganzem nur zehn Priester zugegen waren und sie in zwei Tagen alle Beichten abnehmen wollten und außerdem noch zu predigen hatten.

Die vom Hl. Vater festgesetzten Bedingungen, um den Jubel-ablaß zu gewinnen, nämlich die Besuche, Prozessionen u. s. w. wurden pünktlich eingehalten. Die öffentlichen Besuche und Prozessionen begannen in diesem Kirchspiel schon vor vier Monaten und wurden fortgesetzt bis jetzt. Heilige Kommunionen konnten daher in Neu-Mannheim während der zwei Jubeltage über 600 ausgeleitet werden.

Am ersten Jubeltage wurde dreimal, und am zweiten *etwa* gepredigt. Die Predigten behandelten folgende Thematata: 1) Donnerstags morgen: Vom Tode des Sünders — gehalten von P. J. Scherger. 2) Donnerstags nachmittags: Von der Erziehung der Kinder — gehalten von P. J. Kold. 3) Donnerstags abend: Von der Bedeutung des Jubiläums — gehalten von P. Kapjinsty in polnischer Sprache. 4) Freitag morgens: Von der Beharrlichkeit im Guten bis ans Ende — gehalten von P. E. Reichert. Störenbes kam nichts vor, man mußte nur als störend annehmen, daß einige von den naheliegenden Protestanten, die auch zugegen waren, bei der Ansetzung des Allerheiligsten die Kniee nicht beugten. Doch des Erbaulichen und Guten von seiten den Katholiken war vieles, und man beachtete daher diese Fahrlässigkeit der Protestanten kaum.

Die Neu-Mannheimer zeigten sich auch gegen die vielen Fremden sehr gastfreundlich und zuvorkommend, indem ihre Häuser und Höfe jedem offen standen, Tag und Nacht mit Fremden fast überfüllt waren, und sie niemand ungepeißt von dannen ließen. Schreiber dieser Zeiten und mit ihm gewiß auch noch viele andere wünscht

ihnen dafür erstens reichen und bleibenden Nutzen aus den hl. Missionen und zweitens, daß sie der liebe Gott im künftigen Jahre mit einer reichen Ernte segnen wolle.

Der beteiligten hochwürdigen Geistlichkeit spreche ich im Namen aller Gläubigen meinen innigsten Dank aus für ihre große Bemühungen um das Zustandekommen dieser unvergeßlichen und segensreichen Jubiläumsandacht.

Michael Gottfelig, Lehrer in Woltzke.

B r e s t i m e n.

Ursache der Sterblichkeit. Eine Vergleichung des Bevölkerungszuwachses in Frankreich und in Schweden veranlaßt, wie die „Pet. Wod.“ schreiben, den „Sputnik“ zu nachstehenden Ausführungen:

„Die unparteiische Statistik zeigt, daß die Sterblichkeit in Schweden in demselben Maße abnimmt, wie sich die Aufklärung verbreitet und die Sittlichkeit im Volke wächst.“

Frankreich glänzt durch seine äußere Kultur. Seine Abgötter sind in den meisten Fällen die Prunklust und die materiellen Reichtümer, während Schweden unentwegt an der seelischen Kultur des Menschen arbeitet. Es sammelt geistige Reichtümer und speichert ihrer immer mehr auf. Es träumt nicht nur vor Volkseuniverstitäten, sondern schaffst und organisiert sie thatsächlich!

Es gibt dort bereits gar keine bildungslosen Bauern mehr! Staunenwerte Ehrlichkeit, Heimatsliebe, Streben nach Aufklärung und Arbeit für den Nächsten — das sind die hervorsteckendsten Züge des Schweden.

Weder die Armut des Landes noch das rauhe Klima hindern den Schweden, seine geistige Kultur zu schaffen. Die sittliche Erziehung der jungen Generation steht in Frankreich bedeutend niedriger als in Schweden, obgleich es auf seine universelle Bedeutung, seine Kultur und seine Wissenschaft stolz ist!

Die Schweden sind arm, aber gesund, die Franzosen reich, aber häufig krank. . . Kein Volk in der Welt liebt die physische Arbeit neben der geistigen so sehr, wie es gerade das schwedische thut. Turnerschen Übungen geben sich dort nicht nur die Jünglinge hin, sondern auch hochbetagte Greise.

Das ist die Bedeutung einer guten und umfassenden Volkserziehung und einer sittlichen Erziehung des Volks!

Augenscheinlich ist sie der Anfang und das Ende der blühenden Gesundheit und jeglichen Wohlergehens eines Landes!

Und wir Russen sollten das niemals vergessen!

Ja, und nicht nur die Russen allein.

— Warum die Kinder der russischen Bauern nicht die Schule besuchen, hat, wie die „Pet. Wod.“ mitteilen, ein Herr Bobylew durch eine Umfrage im Gouv. Perm zu ergründen gesucht. Die Resultate dieser Umfrage, die Herr Bobylew in seinem Werke „Die Volksschule und die Bedeutung der Bildung nach den Urteilen der Bauern“ niedergelegt hat, waren folgende:

„Von 905 Korrespondenten, welche die Frage beantworteten, wiesen 44 auf die Abziehung der Kinder durch häusliche Arbeiten hin, 45 auf die Unzufriedenheit mit dem Charakter des Unterrichts, 79 auf die religiösen Überzeugungen der Altläubigen, 116 auf die Enge der Schulhäuser, 139 auf die Verantwortlosigkeit der Eltern für den Nutzen der Schule, 162 auf die Abwesenheit der Schulen, 320 auf die Armut der Eltern.“

Der Autor geht dann auf jeden der angeführten Beweggründe besonders ein und stellt fest, daß am allerwenigsten über den Charakter des Unterrichts geklagt worden sei (die Abziehung der Kinder durch häusliche Arbeiten sei ja nur eine Folgeerscheinung der Armut). Bedeutend häufiger seien schon religiöse Beweggründe namhaft gemacht worden, was darauf zurückzuführen sei, daß es im Gouv. Perm recht viele Altläubige gebe. Die Altläubigen hielten die Lauteremethode für ein Werk des Satans und einen solchen Unterricht für sündhaft. Die Lehrer wären ihnen Satansdiener, die Schüler — verlorene Geschöpfe, welche ganz direkt in die Klauen des Satans kämen. Zuweilen stellten diese Eltern auch die Bedingung, daß ihre Kinder nicht gezwungen werden dürften, in die Kirche zu gehen.

Was die Klage über die Enge und die Abgelegenheit der Schulen betreffe, so hätten sie natürlich denselben Grund — den Mangel an Schulen. Die Verantwortlosigkeit für den Nutzen des Schulunterrichts muß selbstredend allmählich durch die Schule selbst beseitigt werden. Der Hauptgrund des mangelhaften Schulbesuchs bleibt die Armut.

„Die Armut ist die Heißel der Bauernschaft“ — erklärt einer von den Korrespondenten. „Die Armut der Bevölkerung.“ schreibt ein anderer, „veranlaßt es hauptsächlich, daß die Kinder die Schulen nicht besuchen.“ Es

gibt Woloste, in denen fast die Hälfte der Bevölkerung der Möglichkeit beraubt ist, die Kinder in die Schule zu schicken. Die Armut äußert sich hier hauptsächlich darin, daß die Eltern den Kindern kein Schuhwerk und keine warmen Kleider geben können, ohne die es unmöglich ist, im schlimmen Herbst- und Winterwetter die Schule zu besuchen — besonders wenn sie mehrere Werkstücke entfernt ist. Nicht weniger einflussreich ist die wirtschaftliche Ausnutzung der Arbeit der Kinder. „Ein Knabe von 9—12 Jahren“, schreibt man aus der Njabkowschen Wolost, gilt bei den Bauern als Arbeiter, denn ein armer Mann braucht seinen Sohn, der in einem solchen Alter steht.“ „Der hauptsächlichste Grund (des Nichtbesuches der Schule),“ heißt es in einer Korrespondenz aus einem anderen Dorfe, „ist die Armut, die es veranlaßt, daß die Bauernfrau, diese mit Kindern belastete Dulderin, die im schulpflichtigen Alter stehenden Kinder wegen häuslicher Arbeiten — Kinderwarten, Holztragen, kleine Einkäufe aus der Bude, die zuweilen 3—5 Werkstücke entfernt ist — zu Hause zurückhält. Es kommt vor, daß Mädchen von 7—10 Jahren statt der kranken Mutter das Brot backen!“ Kann man unter solchen Umständen an die Schule denken? Und das ist um so trauriger, als augenscheinlich gerade der ärmste Teil der Bevölkerung die Bildung, als eine weitere Aussicht im schweren Kampf ums Dasein, am meisten zu schätzen weiß.“

Die „Samarakaja Gajeta“ hat neulich gemeldet, daß sich die Drenburger Lehrerkonferenz für die Einführung des Schulzwanges ausgesprochen hätte. Die „Pet. Wod.“ halten einen solchen Beschluß für lächerlich, solange die bäuerliche Bevölkerung so arm und die Zahl der Schulen so gering ist.

Gegen England. In einem Artikel „der Krieg in Südafrika und die Arbeiter“ schreibt die „Köln. Volksztg.“ folgendes:

„Die Vorstände der verschiedenen niederländischen Hakenarbeiter- und Semanensverbände haben einen Aufruf erlassen, in welchem aufgefordert wird, vom 31. Dezember ab kein Schiff, das unter englischer Flagge fährt, mehr zu löschen noch zu laden, und keine Waren, die mit englischen Schiffen ankommen, zu liefern oder weiter zu befördern, und zwar so lange, bis England Frieden mit den Buren geschlossen habe. In sämtliche Hakenarbeiterorganisationen in Europa ist die Aufforderung gerichtet worden, sich diesem Boykott anzuschließen. Die Idee ist kühn, und ihre einheitliche Durchführung könnte England an der empfindlichsten Stelle treffen. Aber es handelt sich eben nur um eine Idee. Die Hakenarbeiter- und Semanensorganisationen, soweit sie in den europäischen Staaten vorhanden sind, sind viel zu schwach, um einen solchen Plan zu verwirklichen. Es fehlt auch die einheitliche Aktion vollständig, die zu einem solchen Vorhaben erforderlich wäre. Selbst wenn aber auch der Plan verwirklicht werden könnte und die nötigen Vorbedingungen vorhanden wären, würden in den verschiedenen europäischen Staaten, weil auch deren Ansehen und Kapital durch den Boykott geschädigt würden, die Regierungen alsbald einschreiten.“

Aus Welt und Kirche.

a) Inland.

Saratow. Gegenwärtig sind die Abteilungen der Krankenhäuser für ansteckende Kranke überfüllt. Besonders viele liegen am Unterleibs- und Fleckentypus darnieder, und der Prozentsatz der Sterbefälle ist ein bedeutender. Es wird notwendig sein, besondere Maßregeln zu ergreifen, um das Umsichgreifen dieser Krankheit zu verhüten.

— Durch den Empfang der Priesterweihe sind die Herren Diakonen Nikolaus Maier und Alexander Eberhardt in die Zahl der Priester unserer Diözese am 28. Oktober aufgenommen worden. P. M. Maier ist der erste, der das Antoniusstipendium inne hatte, infolgedessen ihm nun obliegt, im ersten Jahre nach der Priesterweihe drei hl. Messen für die Stifter zu lesen. Aus Kasikaja waren stets und sind noch mehrere Zöglinge im Seminar. Doch ist P. A. Eberhardt der erste von dort, der mit der Priesterweihe geschmückt wurde. — P. M. Maier ist als Vikar nach Marienthal und P. A. Eberhardt gleichen Amtes nach Seelmann bestimmt. Der „Klemens“ wünscht den Neopresbiteren recht viel Glück.

Selz. (Gouv. Cherson.) Wohlthäter, Gönner und Freunde der Selzer Kirche werden mit Freude vernehmen, daß die neue Kirche in Selz mit Ausschluß einiger Kleinigkeiten fertig dastehet. In Kürze wird die Konsekration durch unseren Hochwürdigsten Herrn Bischof stattfinden. Näheres wird seiner Zeit vom Ortspfarrer angegeben werden. Ein Prachtwerk hat der Bildhauer H. Ferdinand Stuflesser in St. Ulrich in Tirol (Österreich) im Hauptaltar geliefert. Ausführlicher später.

Orsel. Von der Station Komaritschi im Kreise Sewsk wird den „Pet. Wod.“ geschrieben: Am 2. Oktober, während des Pötrowski-Zahrmarkts spielten sich hier Vorgänge ab, welche die ganze örtliche Eisenbahnverwaltung und die Administration des Kreises in höchste Aufregung versetzten. Bei dem Branntweinsladen waren meh-

tere Leute aus der entfernteren Umgegend vorgefahren, um eine beträchtliche Menge von dort mitzunehmen. Den Bauern des der Station benachbarten Dorfes Lobanowo wollte aber eine derartige Verhinderung des edlen Raffees in „ihrer Monopolbude“ gar nicht gefallen. Wie es heißt, fürchteten sie, daß bei dem Zusammenströmen einer so großen Volksmasse der Vorrat an Branntwein ausgehen und die Bude vor der Zeit geschlossen werden könnte. „Was, in unserem Dorfe sollen wir ohne Stoff bleiben und zusehen, wie die Fremden ihn wegschleppen?“ Das ging nicht an, und siehe da, die Lobanower, welche sich bereits auf der Höhe der Jahrmarktstimmung befanden, fielen über die fremden Käufer her, prügeln sie und nahmen ihnen gewaltsam den Branntwein ab. Für die Verurtheilten traten aus irgendwelchem Grunde die Eisenbahnarbeiter ein, und alsbald war die Schlägerei im Gange. Die Eisenbahner wurden in die Flucht geschlagen und verschanzten sich eilig in der Kaserne der Kondukteurbrigade, welche alsbald von den Lobanowern bestürmt wurde. Kein Fenster des Hauses blieb heil, der Angriff jedoch mißlang, denn die Eisenbahner schlugen und warfen mit allem, was ihnen in die Hände fiel, auf die betrunkenen Angreifer, die schließlich trotz aller Branntweinsenergie einen schimpflichen Rückzug antreten mußten. Noch waren aber die Lobanower keineswegs entmutigt. Sie stärkten sich bei den während des Kampfes von einer besonderen „Wache“ gehüteten Branntweinsvorräten und erneuerten dann, mit Knütteln und Steinen bewaffnet, den Sturm auf die Kaserne. Diesmal blieb ihnen der Sieg, der Sturm gelang, und die überwundenen Feinde wurden entsehrlich zugerichtet; auch begnügten sie sich nicht mit der Kaserne, sondern drangen in sämtliche Gebäude der Station ein, wo sie alles kurz und klein schlugen. Drei Stunden lang dauerte der Skandal. Am Abend vermochten der Stationschef und der Eisenbahngendarm die Luftgastler so weit zu beruhigen, daß sie die Stationsgebäude räumten, aber man war keineswegs sicher, daß der trunkene Haufen nicht wiederkehrte. Um 9 Uhr abends traf ein Gendarmereioffizier, begleitet von 9 Gendarmen, ein und am folgenden Tage der Isprawnik nebst zwei Pristaw's und einem ganzen Reiteraufzug von Urjadnits.

Kasik. Über einen eigentümlichen Vorfall wird der „Lodz. Ztg.“ von hier geschrieben: Ein 12jähriger Knabe, den die ihrer Reise entgegengehenden Mäuse in dem Nachbarsgarten lockten, wurde von dem Besitzer des Gartens ertappt, als er sich die Taschen voller Mäuse gestopft hatte. Als Strafe für den verübten Diebstahl zog er den Knaben aus, besudelte ihn am ganzen Körper mit Pech und warf ihn über den Zaun. Der Knabe fürchtete in diesem Zustande nach Hause zu kommen und setzte sich in einen Graben, wo er bitterlich zu weinen anfang. Mäßig erblickten einige Leute den Kleinen, ergriffen aber, in der Meinung, sie hätten einen kleinen Teufel zu sehen bekommen, die Flucht. Erst einige Soldaten, die die Klageanten des Bedauernsverten vernahmen, gingen näher an ihn heran und erfuhren von dem Kleinen den Sachverhalt; erbarmten sich des Armen, nahmen ihn mit und brachten ihn zu seinem Großvater. Hier wurde der Kleine gesäubert und wiederum eingekleidet; er mußte sofort in ärztliche Behandlung genommen werden, weil er sich während der Zeit, in welcher er in seinem Adamskostüm verharren mußte, stark erkältet hatte. Der Großvater hat gegen den menschenfreundlichen Mann, der einiger Mäuse wegen den Knaben in so unmenschenlicher Art und Weise bestraft hatte, eine Kriminalklage angestrengt.

Orenburg. Dieser Tage — so berichtet der Korrespondent der „Nowosti“ — nahm eine Kommission der örtlichen Kleinbürgergemeinde eine Besichtigung des Alexanderhospitals vor und setzte ein Protokoll auf, dem folgende Stellen entnommen sind: „Die Gesichter fast sämtlicher Kranken waren geschwollen; in einer Abteilung befanden sich zehn Männer und fünf Frauen. Die Luft in den verschiedenen Räumen war so verdorben, daß zwei Mitglieder der Kommission übel wurde, und ein dritter sich weigerte, an der Fortsetzung der Revision teilzunehmen.“ Ferner ist in dem Protokoll davon die Rede, daß die Ärzte sowohl als die Administration des Hospitals nur selten einen Blick in die Abteilung für Geistesfranke werfen; auch finde keine Trennung der akuten Kranken von den hoffnungslos Wahnsinnigen statt u. In dieser Abteilung ist kürzlich ein Kranker, Kalaschnikow mit Namen, erschlagen worden, und zwar erwies es sich, daß dem Unglücklichen sechs Rippen gebrochen waren. Bis zur Aufklärung des Thatbestandes ist der

Wärter der Abteilung in Haft genommen worden. Der Inspektor des Krankenhauses hat um seine Verabschiedung „wegen zerrütteter Gesundheit“ nachgesucht.

Maudsburia. Der „Düna-Bzg.“ wird unterm 25. September von einem Arzt geschrieben:

„Mord und Totschlag kommt hier etwas häufig vor. Mit dem Messer aufgeschlitzte Leiber, durchschossene Leber, Lungen und sonstige Schußwunden, eingeschlagene Schädel u. s. w. sind in den letzten Monaten sozusagen mein täglich Brot! Bald gibt es gerichtliche Sektionen (Leichenöffnungen) zu machen, bald gibt es für einen armen Halbermordeten auszusprechen, was übrigens bei der starken Natur unserer Arbeiterbevölkerung merkwürdiger Weise häufiger gelingt, als man glauben sollte.“

E) Ausland.

Rom. Einige Zeitungen sind in letzter Zeit beständig bemüht, dem Hl. Vater eine Krankheit anzuhängen und ihn als schwach hinzustellen, was der Wahrheit durchaus nicht entspricht. Gewiß kann man bei einem 90jährigen Greise nicht die Frische der Jugend vermuten; aber immerhin fühlt sich der Papst sehr wohl und leitet persönlich alle Angelegenheiten. Auch Empfänge finden tagtäglich statt. Gott erhalte Unseren Hl. Vater noch auf recht lange Jahre!

London. Wie das englische Kriegsamt mitteilt, ist in offener Feldschlacht der Nachzug des englischen Heeres unter Oberst Benson von den Buren geschlagen und bis zu dürftigen Ueberresten vernichtet worden. Verheiratete heißt der Ort, an dem sich der große Ruhm dieser Thaten schliefen wird. 10 Offiziere tot, 15 verwundet und zwar meist schwer, über 200 Mann kampfunfähig, die Gefangenen — verschwiegen, denn sie kommen ja zurück! — Der dicke Nebel soll schuld an der Niederlage der Engländer sein, und der englische Oberbefehlshaber Kitchener (lies: Kitchener) vergißt, daß doch auch die Buren in diesem dichten Nebel gekämpft haben. Dem selben Kitchener scheint es, — das ist eine Neuheit in der mittheilenden Berichterstattung, — scheint es also, daß die beiden Kanonen wieder zurückerobert worden seien, — und sonst weiß der Oberbefehlshaber nichts mehr mitzuteilen.

Peking. Eine Dahtmeldung von dort berichtet, daß der berühmteste chinesische Diplomat Sihung-Tschang am Ungenbluten verstorben ist. Die Leser werden sich wohl dieses schlanen, gewandten Staatsmannes, dessen Abbildung wir im vorigen Jahre im „Klemens“ gebracht haben, noch erinnern können. In den letzten Jahren spielte dieser „chinesische Bismark“ die hervorragendste Rolle. Alle Staatsgeschäfte lagen in seinen Händen. Für das Reich der Mitte ist das ein schmerzlicher, unersehlicher Verlust.

Türkei. Der Streit zwischen Frankreich und der Türkei, der seit zwei Monaten andauert, ist bis jetzt noch nicht beigelegt worden. Bekanntlich handelt es sich hier um die Befriedigung der Forderungen Lorasdes und der übrigen, die sich auf zehn Millionen türkisch Pfund belaufen. Die Türkei probierte, wie gewöhnlich, diese Angelegenheit in die Länge zu ziehen, um dann alles ins Meer der Vergessenheit zu senken; doch die französische Regierung, die einmal diese Angelegenheit in ihre Hände genommen und als die ihrige betrachtet, ließ sich die türkische Verschleppungsart nicht gefallen, um so mehr, da sie auf diese Weise sich billigen Ruhm verschaffen kann, was ja bei den Franzosen viel gilt. Es wurde eine französische Flotte in türkische Gewässer geschickt, deren Bewegungen aber in einem Schleier des Geheimnisses gehüllt sind. Der Sultan soll in allem und jedem nachgelassen haben, um nur das Erscheinen der französischen Eskadre (Schiffsgeschwaders) zu verhüten; doch scheint ihm dieser Schmerz nicht erpart zu bleiben, sie vor türkischen Häfen, klar zum Gefecht, erscheinen zu sehen. Er soll einen Aufruf an die Großmächte gerichtet haben, ihm in seinen Abtzen beizustehen, — aber, o Gott! — um Lorasdos willen würden diese Fronteire allerdings nicht unterstützen, doch hat die Republik es nun einmal unternommen, für alle die eine oder die andere Kastanie aus der Nische zu holen, — wer wollte sie daran hindern? — Nütliche Ereignisse sind aber nicht zu erwarten, und Pulver wird wohl nur zum Salut verschossen werden, wenn der Sultan diese Kosten tragen kann. Es ist ein Krämerkrieg und ein papierener Krieg, der mit Münzen und Stahlfedern ausgetragen werde wird.

Gottlob, daß es so ist! Mag immerhin die französische Nation nachher den Ruhm dieser Expedition feiern.

A l l e r l e i.

Warum wir Katholiken die Mutter Gottes anrufen Zu dem berühmten Kanzelredner P. Kob aus der Gesellschaft Jesu sagte einst in Hamburg ein protestantischer Prediger: „Wie kommt es doch, daß die Katholiken durchwegs fröhlicher, fast möchte ich sagen, leichtsinniger sind, als die Protestanten?“

„Ja,“ sagte der nie um eine Antwort verlegene Jesuit lächelnd, „das will ich Ihnen sagen, Herr Pastor! Wenn in einem Hause die Mutter noch lebt, dann sind die Kinder fröhlich und munter, wenn sie aber gestorben ist, dann schleichen die armen Kleinen betrübt und traurig umher. So geht es euch Protestanten; ihr habt keine Mutter mehr, seit eure Reformatoren die Marien Verehrung abgeschafft haben, die Katholiken aber haben noch eine Mutter, deshalb sind wir so fröhlich.“

Es liegt ein tiefer Ernst in dem spaßigen Worte des schlagfertigen Jesuitenpaters.

Die katholische Kirche ist in der That, wie P. Meschler so schön und wahr sagt, „nicht ein Haus, worin die Mutter weggestorben ist.“ Maria, die Mutter Gottes, ist auch die Mutter eines jeden von uns. Ave Maria!

Briefkasten.

St. Bestätigen dankend den Empfang von 15 Rbl.

Hfr. E-r. Das Abonnement fürs Ausland macht 3 Rbl. 50 Kop. Somit haben Sie 50 Kop. zu gut.

Valle Maria. Gasmann. 30 Rbl. 28 Kop. dankend erhalten.

„Hausfreund“ abgefanbt. Bleibt Rest — 2 Rbl.

Redacteur-Herausgeber J. Kruschinsky.

Deutsches Lesebuch für die römisch-katholischen Volksschulen in Russland von P. H. Reichert, erster und zweiter Teil, sind zu beziehen durch die Buchhandlung

H. Schellhorn u. Co. in Saratow

und durch C. Schmidt, Organisten in Odessa. Das Lesebuch ist vom gelehrten Komitee beim Ministerium der Volkserziehung, 9. August 1901 № 20799 als Schulbuch für gut befunden worden und wurde von der Diözesanobrigkeit ebenfalls empfohlen.

Magazin-Niederlage

Iwan Dawydow

Saratow, Moskauer Straße, unter dem Bezirksgericht.

Speziell

Farben, Lacke, Firnisse,

alle möglichen Pinsel und alles Zubehör für Anstreicher.

Preiscurante und Anskünfte unentgeltlich.

Die Preise sind auf alle Waren außer Konkurrenz.

Für eine Familie von sechs Kindern wird ein katholischer

Lehrer

mit Zeugnissen gesucht, der deutsch u. russisch zu unterrichten versteht. Gehalt monatlich 40 Rbl. nebst Wohnung und Tisch. Falls der betreffende auch Klavierunterricht zu erteilen versteht, so kann das Gehalt erhöht werden. Man wende sich an folgende Adresse:

Ст. Чермерльевка, Херсон. губ., хуторъ Вовчий, Георгію Купперъ.